

DEUTSCH ALS WISSENSCHAFTSSPRACHE UND GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ¹

Von Gerhard Stickel

Eine der vier großen deutschen Wissenschaftsorganisationen mit rund 80 Instituten hat sich vor zwei Jahren den Namen »Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz« (WGL) gegeben. Auch das Institut für Deutsche Sprache gehört zu dieser Gemeinschaft. Es waren vor allem die Vertreter der naturwissenschaftlichen Einrichtungen, die sich Leibniz zum Namenspatron wählten. Zu den Motiven gehörte der Wunsch, sich der internationalen Fachwelt unter dem Namen dieses großen Polyhistor vorstellen zu können. Dass dieser bedeutende Jurist, Philosoph, Historiker, Mathematiker, Physiker und Erfinder auch der Sprachwissenschaft wichtige Anregungen gegeben hat, war – wie ich feststellen konnte – den meisten Leibniz-Verehrern in den Naturwissenschaften kaum bekannt. Auf Leibniz als Sprachtheoretiker und Sprachforscher soll hier nicht näher eingegangen werden. Stattdessen wird lediglich an einen kleinen Ausschnitt aus Leibniz' Werk erinnert, der auch in den Geisteswissenschaften nur hin und wieder beachtet wird: seine Schriften über und für die deutsche Sprache.

Die beiden kleinen Arbeiten, um die es dabei vor allem geht, sind keine streng wissenschaftlichen Abhandlungen, sondern essayartige Denkschriften. Der ältere der beiden Aufsätze wurde vermutlich um 1682 geschrieben und hat den Titel »Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben, samt beigefügtem Vorschlag einer deutschgesinnten Gesellschaft« (EaD). Der zweite, wichtigere Aufsatz trägt in neueren Ausgaben den Titel »Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache« (UG) und ist um 1697 entstanden, also vor ziemlich genau 300 Jahren. Beide Arbeiten sind aber erst posthum im Druck erschienen.²

Leibniz konstatiert in diesen Schriften eine Sprachkrise im Deutschland des ausgehenden 17. Jahrhunderts. Die Krise ist bestimmt

- durch eine Sprachspaltung der Gesellschaft, nämlich das kaum vermittelte Nebeneinander aus deutscher Volkssprache und den Gelehrten- und Politikersprachen Latein und Französisch und, damit zusammenhängend,
- durch Mängel im Gebrauch und in der Entwicklung der deutschen Sprache.

Für die gering entwickelte Sprachkultur in Deutschland nennt er mehrere Gründe: den 30-jährigen Krieg, der erst einige Jahrzehnte zuvor geendet hatte, das Fehlen einer Hauptstadt, die »Religionstrennung« (EaD, 61). Schuld an der sprachlichen Misere hätten aber vor allem die Gelehrten,

von denen nur wenige Lust zur Pflege des Deutschen zeigten:

»...teils weil einige unter ihnen gemeint, daß die Weisheit nicht anders als in Latein und Griechisch sich kleiden lasse; oder auch weil manche gefürchtet, es würde der Welt ihre mit großen Worten verlarfte [maskierte] geheime Unwissenheit entdeckt werden.« (EaD, 62)

Und wenig später schreibt er:

»In Deutschland aber hat man noch dem Latein und der Kunst zuviel, der Muttersprache aber und der Natur zu wenig zugeschrieben, welches denn sowohl bei den Gelehrten als bei der Nation selbst eine schädliche Wirkung gehabt hat. Denn die Gelehrten, indem sie fast nur Gelehrten [nur für Gelehrte] schreiben, sich oft zu sehr in

unbrauchbaren Dingen aufhalten; bei der ganzen Nation ist aber geschehen, daß diejenigen, so kein Latein gelernt, von der Wissenschaft gleichsam ausgeschlossen worden [...]«

In differenzierter Weise setzt Leibniz sich mit den »Mischmäschern« auseinander, die »ihre Schriften mit allerhand Sprachen durchspicken« (EaD, 68). Kennzeichnend ist für ihn das Angebot auf den halbjährlichen Buchmessen, die damals schon abwechselnd in Frankfurt und Leipzig stattfanden:

»Ich rufe zu Zeugen an, was uns die halbjährigen Messen hervorbringen; darin ist oft alles auf eine so erbärm-



Quelle: WGL

liche Weise durcheinandergeworfen, daß manche sogar nicht einmal zu erwägen scheinen, was sie schreiben. Ja, es scheint, manche dieser Leute haben ihr Deutsch vergessen und Französisch nicht gelernt. Wollte Gott, es wäre jedesmal unter zehn solcher fliegenden Papiere eines, so ein Fremder ohne Lachen, ein Patriot ohne Zorn lesen könne!« (EaD, 66f.)

Leibniz ist aber durchaus kein Sprachpurist. Er ist gegen pedantische Fremdwortvermeidung:

»So bin ich auch so abergläubisch deutsch nicht, daß ich nur um eines nicht gar zu deutschen Wortes willen die Kraft einer bündigen Rede schwächen wolle.« (EaD, 69)

Er fährt dann aber fort:

»Allein dies alles entschuldigt diejenigen nicht, so nicht aus Not, sondern aus Fahrlässigkeit sündigen [...]. Sagen sie, daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Deutsch gefunden, so ihre herrliche Gedanken auszudrücken gut genugsam gewesen, so geben sie wahrlich mehr die Armut ihrer vermeinten Beredsamkeit als die Vortrefflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen.« (EaD, 69)

Bemerkenswert ist, dass Leibniz sich in seiner »Ermahnung« wie auch später in seinen »Unvorgreiflichen Gedanken« immer wieder für die gezielte Entwicklung des Deutschen als Wissenschaftssprache ausspricht. Er setzt sich dabei von den schon vor seiner Zeit entstandenen Sprachgesellschaften ab, die sich die Entwicklung des Deutschen als Literatursprache zum Ziel gesetzt hatten. Leibniz hält dagegen, dass nicht die Sprache der Poesie, sondern die der Wissenschaft eine allgemeine positive Sprachentwicklung vorantreiben solle. (s. EaD, 65)

Die »Ermahnung an die Deutschen« enthält neben plausiblen Feststellungen und bedenkenwerten Vorschlägen auch Äußerungen, die in ihrem patriotischen Pathos heute nur schwer erträglich und missverständlich sind, etwa das auch in den »Unvorgreiflichen Gedanken« wiederkehrende Autostereotyp vom redlichen und treuherzigen Deutschen, der nichts Falsches oder Mehrdeutiges meinen könne, oder auch eine Maxime wie: »Besser ist: ein Original von einem Deutschen als eine Kopie von einem Franzosen zu sein« (EaD, 75). Solche und andere Formulierungen sind in der Leibniz-Rezeption seit dem 19. Jahrhundert immer wieder in chauvinistischer Manier aufgegriffen worden. Für den Patrioten Leibniz, der sich stets auch als europäischer Gelehrter verstand, war Frankreich aber vor allem ein bewundernswertes Vorbild; seine Sprach- und Kulturkritik richtete sich nicht gegen Frankreich, sondern gegen die deutsche Nachäfferei der Franzosen.

Linguistisch attraktiver sind seine »Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache«, aus denen ich auch nur eine kleine Auswahl vorstellen möchte. Hauptziel ist auch hier die Entwicklung und Pflege des Deutschen besonders als Wissenschaftssprache. Hierzu skizziert er eine konsequent nominalistische semantische Theorie, die bis heute Beachtung verdient:

»Es ist aber bei dem Gebrauch der Sprache auch dieses sonderlich zu beachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen sind, und daß wir Zeichen nötig haben, nicht nur unsere Meinung andern anzudeuten, sondern auch unseren Gedanken selbst zu helfen.« (UG, S.6)

Und kurz darauf heißt es:

»Daher braucht man oft die Worte als Ziffern oder als Rechenpfennige anstatt der Bildnisse oder Sachen, bis man stufenweise zum Fazit schreitet und beim Vernunftschluß zur Sache selbst gelangt.« (UG, S. 7)

Hiervon ausgehend erörtert Leibniz die deutsche Sprache in ihrem damaligen Zustand und Gebrauch. Positiv bewertet er den Entwicklungsstand des Deutschen bei den Ausdrücken für Konkreta, für alles sinnlich Wahrnehmbare. (s. UG, S. 8). Erhebliche Mängel sieht er aber im Bereich der Abstrakta, wie er sagt:

»bei unserer Sprache in den Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann ...« (UG, S. 8f.)

Die Schuld für diese Entwicklungsmängel der deutschen Sprache gibt Leibniz wiederum den Gelehrten, die

»sich des Lateins oder anderer fremder Sprachen fast allein und insoweit zu viel beflissen, so daß es den Deutschen nicht am Vermögen, sondern am Willen gefehlt, ihre Sprache durchgehend zu erheben.« (UG, S. 9)

Er wendet sich aber auch hier gegen kleinlichen Sprachpurismus:

»Es ist demnach die Meinung nicht, daß man in der Sprache zum Puritaner werde und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als eine Todsünde meide, dadurch aber sich selbst entkräfte und seiner Rede Nachdruck nehme.« (UG, S. 11)

Den sprachlichen »Mischmasch« jedoch, der »abscheulich überhand genommen« und bei dem man »mit erbärmlichem Französisch sein Deutsch verdirbt« (UG, 12), hält er für eine ernste Gefahr. Das Ersetzen einer Sprache durch eine andere bedeute eine Verwirrung von »hundert oder mehr Jahren«,

»[...] bis alles Aufgerührte sich wieder gesetzt und wie ein Getränk, das gegoren, endlich aufgeklärt. Inzwischen müssen von der Ungewißheit im Reden und Schreiben notwendig auch die deutschen Gemüter nicht wenig Verdunklung empfinden, weil die meisten doch die Kraft der fremden Worte eine lange Zeit nicht fassen also elend schreiben und übel denken würden; wie denn Sprachen nicht anders als bei einer einfallenden Barbarei oder Unordnung oder fremder Gewalt sich merklich verändern.« (UG, 13)

Neben seinem Appell an Wissenschaftler und Politiker, sich der deutschen Sprache in vorbildlicher Weise zu bedienen, skizziert Leibniz ein detailliertes Programm zur Erforschung und Kultivierung der deutschen Sprache, auf das sich spätere Sprachforscher und Sprachpfleger immer wieder berufen konnten. Seine Empfehlungen gelten vor allem der Erfassung und Weiterentwicklung des deutschen Wortschatzes in mehreren lexikographischen Teil-

projekten, die er durch eine Vielfalt praktischer Beispiele und Hinweise erläutert. Damit wurde Leibniz zu einem der Anreger der großen Wörterbuchprojekte seit dem 18. Jahrhundert.

Aus Leibniz' Diagnose des Zustands der deutschen Sprache vor 300 Jahren und seinen Therapievorschlügen lässt sich über die praktische Lexikographie hinaus eine Nutzanwendung für die Gegenwart und die nächste Zukunft gewinnen.

Bei aller Vorsicht, die Vergleiche zwischen den Jahrhunderten gebieten, lassen sich gewisse Ähnlichkeiten zwischen dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation Ende des 17. und dem Deutschland Ende des 20. Jahrhunderts feststellen. Beides sind Nachkriegszeiten. Der 30-jährige Krieg hatte große Teile Deutschlands verwüstet. Das siegreiche Frankreich war zur Hegemonialmacht aufgestiegen, an der sich die deutschen Klein- und Mittelstaaten orientierten. Nach 1945 fiel Deutschland zwar nicht in viele quasiautonome Duodezfürstentümer zurück, wurde aber in zwei Staaten geteilt. Von den zunächst zwei Hegemonialmächten USA und UdSSR hat sich inzwischen das englischsprachige Amerika als die stärkere behauptet. Sie erweist sich als dominierendes Vorbild in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und in vielen Bereichen einer alltäglichen, zunehmend ›macdonaldisierten‹ Trivialkultur.

Zu beiden Zeiten wird die deutsche Sprache gerade von Teilen der gebildeten Bevölkerungsschichten nicht besonders geschätzt. Es war und ist ja die Sprache der Verlierer. Nach dem zweiten Weltkrieg kommt das Wissen hinzu, dass Deutsch auch die Propagandasprache der Nazis war und auf Deutsch die Pläne zu fürchterlichen Verbrechen verfasst und die Kommandos bei der Ausführung dieser Pläne gebrüllt worden sind. In der Vorstellung mancher sensibler Deutscher ist während der Nazizeit auch die deutsche Sprache schuldig geworden. Das ist zwar wegen der Hypostasierung von Sprache nicht sonderlich vernünftig, liegt aber nahe schon wegen der Symbolqualität, die auch Leibniz der Sprache zuschreibt.

Sprachliches Autoodium ist nur einer der Gründe für die Spracheinstellungen im Nachkriegsdeutschland. Die Attraktivität des Englischen, besonders in seiner amerikanischen Ausprägung, ist auch in Ländern wirksam geworden, in denen nicht Schuld oder Scham wegen der Nazizeit zu bearbeiten sind. Zum Englischen führen vor allem die kommunikationspraktischen Zwänge, die sich aus der zunehmenden Internationalisierung vieler Lebensbereiche ergeben. Und hier bestehen wichtige Unterschiede zwischen unserer Zeit und der von Leibniz.

Leibniz schreibt in einem vernationalen Deutschland mit Blick auf Frankreich, England und Spanien, die sich schon als Einheitsstaaten konsolidiert hatten. In diesen Ländern war die frühere europäische Verwaltungs- und Gelehrtensprache Latein in wichtigen Bereichen durch die jeweilige Volkssprache, also Französisch, Englisch und Spanisch, ersetzt worden. Mit der deutschen Sprache war es Ende des 17. Jahrhunderts noch nicht so weit. Als Wissen-

schaftssprache, damals vor allem als Sprache der Philosophie, setzt sich Deutsch erst ab Mitte des 18. Jahrhunderts mit den Werken von Christian Wolff durch. Mit seinen Ermahnungen hat Leibniz dazu beigetragen, dass sich die deutsche Sprache seit der Aufklärung neben ihrer Entfaltung als Literatur- und Rechtssprache schrittweise zur unbeschränkt verwendbaren Sprache der Wissenschaften in den deutschsprachigen Staaten und Regionen entwickelt. In einigen Fächern wie Philosophie und Theologie, aber auch in Chemie und Medizin wird Deutsch zeitweise sogar über die Grenzen der deutschsprachigen Staaten hinaus wichtig. Deutsch ist so zu der voll ausgebauten Kultursprache geworden, in der wir heute leben und kommunizieren. Oder schon nicht mehr?

Die Sprachentwicklung, die Leibniz mit seinen »Unvorgreiflichen Gedanken« und seiner »Ermahnung an die Deutschen« erhofft und mitbefördert hat, scheint seit einiger Zeit rückläufig zu sein. In der Wirtschaft und – für uns besonders wichtig – in der Wissenschaft ist vielleicht noch immer alles auf Deutsch sagbar, bei hinreichender Anstrengung selbstverständlich, aber vieles wird schon längst nicht mehr auf Deutsch gesagt und geschrieben. Die meist wohl unreflektierte Übernahme von Anglizismen als Termini und Werkstattwendungen in manchen Fächern ist nur Teil der Entwicklung. Erheblicher ist, dass mehrere Wissenschaften die deutsche Sprache nahezu ganz hinter sich gelassen und ins Englische immigriert sind, zumindest in ihren Publikationen. Die bis in die erste Nachkriegszeit vorherrschende Einsprachigkeit wissenschaftlicher Kommunikation in Deutschland wird somit nach und nach durch die neue Einsprachigkeit des Wissenschaftsenglischen ersetzt.

Die Motive hierfür wurden schon angesprochen. Wissenschaft braucht Diskussion und Kooperation über die Sprachgrenzen hinaus; hierfür bietet sich das Englische (derzeit meist noch Reduktionsformen des Englischen) als Hilfs- und Verkehrssprache nun einmal an. Für Veröffentlichungen, in denen die wesentlichen Ergebnisse nicht sprachlich, sondern durch Tabellen, Grafiken oder Formeln vermittelt werden, reichen die Englischkenntnisse auch deutschsprachiger Naturwissenschaftler in der Regel aus. Bei diskursiven Texten, in denen theoretische Voraussetzungen, Methoden und Ergebnisse interpretativ und argumentativ entwickelt werden, ist dies erheblich problematischer, weil es auch in einer gut gelernten Fremdsprache Mühe bereitet und als Formulierungsprodukt meist auch nicht überzeugend ausfällt.

Gravierender als das oft magere Englisch deutscher Wissenschaftler ist, dass die Verlagerung wesentlicher Bereiche der wissenschaftlichen Kommunikation in eine andere Sprache große Teile der Gesellschaft von der Teilhabe an Wissenschaft, die sie ja auch finanziell trägt, ausschließt. Ich will hier nicht den Mythos pflegen von einer auch sprachlich idealen Wissenschaft, die sich jedermann verständlich machen kann. Aber der Zugang an sich schon schwieriger wissenschaftlicher Themen sollte für Laien – und dazu gehören ja die Kollegen aus anderen Fächern – nicht auch sprachlich unnötig erschwert werden. Hinzu

kommt eine inzwischen akute Gefahr für die weitere Sprachentwicklung: In den Fächern, in denen ganz oder vorwiegend englisch kommuniziert wird, entwickelt sich das Deutsche als Fachsprache nicht weiter; es verkümmert bis hin zur innerfachlichen Unbrauchbarkeit und verkümmert erst recht als Medium der Verständigung zwischen den Fächern und über die Wissenschaft hinaus. Das Argument, die Englischkenntnisse der Deutschen nähmen stetig zu, reicht nicht weit. Bis die Mehrheit der Menschen in Deutschland zweisprachig oder gar dreisprachig ist, werden wohl noch einige Generationen vergehen. (Selbst in der Schweiz, die eine lange Erfahrung in praktizierter Mehrsprachigkeit hat, sind die meisten Menschen auch heute noch einsprachig.) Je mehr Englisch sich zur dominanten oder gar ausschließlichen Wissenschaftssprache in Deutschland entwickelt, genauer gesagt: auch von deutschen Wissenschaftlern dazu gemacht wird, umso mehr wird die deutsche Sprache an Wert verlieren, weil sich mit der Zeit eine Funktionsteilung ergibt: Wichtiges muss man auf Englisch schreiben und sagen; Deutsch bleibt dann noch für nette Nebensächlichkeiten und den Feierabend.

Eine solche Entwicklung wird zur Zeit verstärkt – und hierzu gibt es bei Leibniz wenig Vergleichbares – durch den Trend zum Englischen als Verkehrssprache der Europäischen Union. Mangels eines überzeugenden sprachpolitischen Konzepts könnte sich die europäische Mehrsprachigkeit, d.h. die Basis der kulturellen und sozialen Vielfalt in Europa, schon aus kommunikationsökonomischen Gründen zu einer euro-englischen Einsprachigkeit und Eintönigkeit hin entwickeln mit Sprachen wie der deutschen nur noch als Rückzugsidiomen in Folklore-Nischen.

Der Ausweg kann selbstverständlich keine Rückkehr zum Deutschen als ausschließlicher Fachsprache deutscher Wissenschaftler sein. Gerade die Spitzenforschung soll weiterhin englisch sprechen³, wenn sie in der internationalen wissenschaftlichen Welt möglichst rasch verstanden werden will. Die Mitteilungspflicht hiesiger Wissenschaftler ist damit aber nicht erfüllt. Zu wünschen ist und möglich sein sollte eine entwickelte Zwei- oder Mehrsprachigkeit auch bei den Wissenschaftlern, die auf internationale Kooperation besonders angewiesen sind. Auch Naturwissenschaftler sollten sich selbst und ihre Mitarbeiter dazu anhalten, neben ihren englischsprachigen Publikationen weiterhin auch auf Deutsch vorzutragen und zu veröffentlichen. Dies erfordert u.a. einige Mühe bei der Terminologieentwicklung, die man nicht ausschließlich an das DIN (Deutsches Institut für Normung) oder gar die Germanistik delegieren kann. Die auch von Leibniz angeregte Probe, eine fremdsprachliche Wendung ins Deutsche zu übersetzen und auf ihren Gehalt zu prüfen (s. UG, S.9), könnte sich im Übrigen oft als lehrreich erweisen.

Die nationalpatriotischen Motive, die Leibniz in seinen »Unvorgreiflichen Gedanken« und seiner »Ermahnung« anführt, lassen sich heute nicht mehr als entscheidende Gründe für die Pflege und Weiterentwicklung des Deut-

schen als Wissenschaftssprache anführen. Wichtiger ist auch künftig die schon von Leibniz angemahnte sprachliche Verantwortung von Wissenschaft vor der im Wesentlichen sprachlich konstituierten Gesellschaft, die Wissenschaft ermöglicht und Wissenschaft braucht. Und ebenso wichtig ist der sprachliche Beitrag, den die Wissenschaft zur Erhaltung und Weiterentwicklung des Deutschen in einem hoffentlich auch künftig mehrsprachigen Europa leisten kann und soll.

Literatur

- Markl, Hubert (1986): Die Spitzenforschung spricht englisch. In: Kalverkämper, Hartwig/ Harald Weinrich, Deutsch als Wissenschaftssprache. 25. Konstanzer Literaturgespräch. Tübingen, 20-25.
- Pietsch, Paul (1907/08): Leibniz und die deutsche Sprache. In: Wiss. Beihefte z. Zeitschr. des Allg. Deutschen Sprachvereins, IV Reihe, Heft 29/30 (darin: Leibniz, »Ermahnung an die Teutsche« und »Unvorgreifliche Gedanken ...«).
- Pörksen, Uwe (1983) (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz, Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze. Kommentiert v. Uwe Pörksen u. Jürgen Schiewe. Stuttgart.
- Schmied-Kowarzik, Walther (1916) (Hg.): G. W. Leibniz, Deutsche Schriften. Erster Band: Muttersprache und völkische Gesinnung. Leipzig.
- Schulenburg, Sigrid v. d. (1973): Leibniz als Sprachforscher. Mit einem Vorwort hrsg. v. Kurt Müller. Frankfurt a.M.
- Suchsland, Peter (1977): Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716). Über sein theoretisches und praktisches Verhältnis zur deutschen Sprache. In: Erbe, Vermächtnis und Verpflichtung. Zur sprachwissenschaftlichen Forschung in der Geschichte der AdW der DDR. Hrsg. v. J. Schildt (Reihe Sprache und Gesellschaft, Bd. 10). Berlin.

Anmerkungen

- ¹ Kurzfassung eines Vortrags, der am 18.11.98 anlässlich der Jahrestagung der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz (WGL) in Berlin gehalten wurde.
- ² In älteren Ausgaben lauten die Titel der beiden Arbeiten: »Ermahnung an die Teutsche, ihren verstand und ihre sprache beßer zu üben, sammt beygefütem vorschlag einer Teutsch gesinten Gesellschaft« (zuerst 1717, dann in: Pietsch 1916, 292-312) und »Unvorgreifliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache« (zuerst 1868, dann in: Pietsch 1916, 327-356). Zitiert wird im Folgenden nach der leichter zugänglichen, sprachlich und orthographisch modernisierten Ausgabe von Uwe Pörksen 1983. Zu den Vorlagen für diese Ausgabe und zur Quellengeschichte insgesamt s. dort die Angaben auf S. 79 f. u. 103 f.
- ³ S. hierzu Markl 1986.

Der Autor ist Direktor des Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim.